

Zeitschrift: Helvetische Monatschrift
Band: 2 (1800-1801)
Heft: 5

Artikel: Betrachtungen über das Walliserland, seinen vorherigen Zustand, seine Revolution, und seine zwei Empörungen nebst ihren Folgen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550596>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Betrachtungen
über das
Walliserland,
seinen vorherigen Zustand, seine Revolution, und seine zwei
Empörungen nebst ihren Folgen.

Nam etiam ea quæ gravia sunt, si recte sint administrata,
facile in melius converti possunt.

SOPH. in OEDIP. TYR.

Allgemeine Einleitung.

Das Walliserland ist bisher in einem so verschiedenen Lichte beschrieben worden, daß man jetzt billig verwundert ist, die Wahrheit so sehr entstellt zu sehen. Hätte Rousseau das Land gekannt, so hätte er es gewiß nicht zum Temepe erhoben; und wäre es von Helvetiern fleißiger bereiset worden, so wäre dasselbe bey seinen Nachbarn in grösserer Achtung gestanden. Rousseau hat sein Gemälde aus der Luft gegriffen; Andere haben es zu einem elenden, unfruchtbaren Land herabgewürdigt; — beydes ist übertrieben.

So wenige, so falsche Kenntniß eines in der Mitte von Europa gelegenen Landes, in einem Jahrhundert, in dem Reisen und Reisebeschreiben zur Sucht geworden, ist so sonderbar, daß man's kaum begreifen kann. Noch mehr erstaunt

man, wenn man bedenkt, wie viele Helvetier und Fremde jährlich das Heilbad in Baden (von Fremden gewöhnlich das Leukerbad genannt) besuchten.

Wenn man aber bedenkt, wie wenig Reisende hier in Bekanntschaft mit den Fremdenscheuen Landleuten kommen konnten, wie unangenehm und beschwerlich eine Reise in diesem Lande war, und wie oberflächlich der Umgang der Walliser mit Fremden, selbst im Wallisbad gewesen ist: so wird man von seiner Verwunderung zurückkommen.

Unterdessen erregen selbst die Ursachen der Unbekanntschaft mit diesem Land die Neugierde, besonders wenn man bedenkt, wie ungemein die Landschaft Wallis die Aufmerksamkeit des Gelehrten und des Menschenforschers in mancher Rücksicht verdient.

Ein 35 Stunden langes Thal, das einen einzigen fahrbaren Zugang hat; das mit schlechten, unsaubern Herbergen versehen, durch Fremdenscheue Einwohner bewohnt, und durch elende Strassen gebahnt ist, lockt keinen Reisenden an. Aber wann er sich auch über dieses alles hinaus gesetzt hätte, was würde es erlangt haben? Jeder Fremde war ein verdächtiger Mann, der seine geheime Absicht hatte: brauchte er ein Fernglas so war er ein Spion; Meß-Instrumente, ein Landesverrätber; las er Steine zusammen, so suchte er Gold; ein Botanist allein, schlecht gekleidet, konnte sich noch durchhelfen, wenn er bescheiden war; man hielt ihn denn für einen Kräuterkenner, er wurde insoweit geschätzt.

Die Lebensart hiesiger Einwohner ist so sehr von der ihrer Nachbarn verschieden, daß ihre Fremdenscheue gar nicht zu verwundern ist. Ihre Einkünfte sind ungemein eingeschränkt, ihre häusliche Einrichtung sehr einfach, ihr Aufwand sehr gering, ihre Alltagskleidung von langer Dauer. Alles Dinge, die das Verlangen nach äußern Bekanntschaften gewaltig

Hemmen, und Reisende beynabe in die Unmöglichkeit versetzen, getreue und wichtige Nachrichten einzuziehen.

Ein wohl bearbeitetes Werk über die Landschaft Wallis und dessen Einwohner, müßte deßhalb jedem Kenner sehr willkommen seyn. Ein solches zu liefern vermag ich nicht; aber Beiträge dazu kann ich geben, die vielleicht verschiedenes enthalten, das den mehresten Lesern unbekannt seyn mag.

Mein Vorsatz ist, ohngefähr folgende Eintheilung zu befolgen, insofern es sich nemlich in der Folge thunlich erzeigen wird, und mich nicht wichtige Gründe (die ich zwar jetzt nicht vorsehe) zu einer Abänderung veranlassen:

1. Kurzer Begriff des vorigen Zustandes der Landschaft Wallis.

2. Lage dieser Landschaft.

3. Derselben Klima.

4. Einwohner und Sprache.

5. Religion.

6. Unterricht und Erziehungsanstalten.

7. Landbau.

8. Viehzucht.

9. Gewerbe und Handlung.

10. Naturprodukten.

11. Geographische Bestimmungen.

12. Höhen-Messungen.

13. Physikalische Bemerkungen.

14. Militairische Uebersicht.

15. Die Revolution im Wallis; die erste Empörung von 1798, ihre Ursachen und ihre Folgen.

Die zweyte Empörung von 1799, nebst dem Feldzug im Wallis von gleichem Jahr.

Ich werde trachten, was ich mir vorgenommen, mit möglichster Unpartheyllichkeit zu behandeln.

Ich erkläre mich als Freund des Landes und der Einwohner; Fehler deren Enthüllung vorthailhaft ist, werde ich zwar nicht mit Stillschweigen übergehen, aber ohne jemand dadurch zu nahe zu treten; und niemals wird derselben Rügung mit Bosheit verknüpft seyn.

Ein Land, das den äussern Umständen nach das Caschemir von Europa ist, das vielleicht weit mehr natürliche Seltenheiten aufzuweisen hat, als sein asiatisches Gegenbild, verdient allerdings näher bekannt zu seyn. Ich mache mir's zur Pflicht, dem Helvetischen Publikum dasjenige, was ich darüber gesammelt habe vorzulegen, und füge den Wunsch bey, daß die gesammelten Kenntnisse zum Besten des Landes erspriesen mögen.

I. K a p i t e l.

Kurzer Bericht des ehemaligen Zustands der Landschaft Wallis.

Wenn man den Gang und den Werth einer Regierung beurtheilen will, so wird die Untersuchung ihres Ursprungs unentbehrlich.

Vor alten Zeiten war der Bischof wirklicher Graf und Präsekt; er war mit einem Wort oberster Herr. Ausser ihm waren sehr mächtige Edelleute, wie die von Naren, von Thurn, Gradetsch u. a. m.

Allein die Oberwalliser, welche die Menschenrechte nicht durch Sophismen, sondern aus der Behandlung kannten, erschlugen im XV. Jahrhundert ihre Herren, zerstörten ihre Schlösser, machten sich frey, und vereinigten sich zum Genuß mehrerer Freyheit.

Die Vereinigung geschah zu einer Zeit und unter Um-

ständen, wo unbedingte Freyheit alles, und gesellschaftliche Einschränkung wenig galt. Man verwahrte sich gegen das Untertnehmen der Großen, von denen man gekränkt worden war; Ordnung schien ein Eingriff auf die Freyheit zu seyn, und an Anarchie dachte jetzt niemand in einem Lande, wo bey vorkommender Gelegenheit jeder sich willig dem gemeinen Besten aufopferte. Statistische Begriffe konnte man in jener Zeit mit Billigkeit keine fordern, und an eine bessere Zukunft dachten in selbigem Zeitalter selbst die aufgeklärtesten Fürsten Europas kaum.

Die Eintheilung der sieben Republiken im Wallis, in Zehnden, scheint eine ältere Abtheilung in Zehen voraus zu setzen, die hier unvollständig geblieben ist; entweder weil ein Complement mangelt, oder weil, unter Beybehaltung des Namens, die Zehnden kleiner ausfielen.

Die Oberwalliser wollten nun nicht nur keinem Herren mehr unterwürfig seyn, sondern sie wollten auch im Grund von keiner Obrigkeit abhängen. Die zweymal im Jahr versammelte Tagsatzung in Sitten, besorgte die laufenden gemeinschaftlichen Anstalten, hatte aber in den Zehnden gar nichts zu befehlen und alles Außerordentliche mußte ad referendum an diese genommen werden. In den Zehnden war es eben das, die Gemeindsabgesandten nahmen da wieder alles Ungewöhnliche ad referendum. Kurz, so wie jeder Zehnden wesentlich und namentlich souverain war, so war auch jedes Kirchspiel wirklich unabhängig, und in jedem Kirchspiel war es jeder angeessene Bürger. Unter einer solchen Regierung, wo Freyheit und Gleichheit, ohne fängliche Aushängeschilder zu seyn, in ihrer ganzen Fülle als Grundpfeiler des conföderirten Staates angesehen wurden, mußte sich ein rohes Volk besser als unter jeder andern gefallen. Sie setzt aber augenscheinlich voraus — ein Caschemir; d. h. ein durch fast unwegsame

wegsame Gebürge abgeschnittenes und dazu selbsterzeugendes Land, daß es fast ausschließlich für sich selbst lebt, und bis auf wenige Bedürfnisse durch sich selbst leben kann. Eine so beschaffene Regierung setzt ferner einen gänzlichen Verzicht auf alle und jede beträchtliche Verbesserungsanstalten zum voraus; denn alle Mittel dazu gebrechen ihr. Zudem sind in einem solchen Lande zwey mächtige Hindernisse aller Schritte zur Aufklärung, die zur Verbesserung führt: die Trägheit und die Eifersucht.

Man kann nach diesem folgende Maaßregeln abstrahiren, nach denen die Regierung im Wallis immerhin gehandelt, und nach denen sie, in Folge ihrer Grundsätze, handeln mußte.

Sie mußte sich nicht um das bekümmern, was außer ihrem Lande vorgieng; und zusehen, daß sich niemand von aussen bekümmere, was darinn vorgieng. Sie mußte sich aller Aufklärung durchaus widersetzen; denn diese leitet zur Vervollkommnung, welche gerade das Gegenstük der Anarchie ist. Wir werden im Kap. VI. des öffentlichen Unterrichts sehen, wie diese Maaßregel befolget ward.

Allein obschon dem Ansehen nach alles vorgekehrt worden, um Freyheit und Gleichheit unumstößlich zu machen; obgleich bis auf die Revolution beyde in so voller Kraft erhalten worden, daß sogar die ersten Beamten öfters unbeskräft öffentlich beschimpft wurden, so hatte doch, in Absicht auf Gleichheit, auch hier das Sprüchwort Statt: *Fatta la legge trovato l'inganno*. Man fand einen Ausweg, um Herren und Bauern zu haben; einen Ausweg, der den Herren alle Ämter zusicherte, ohne daß etwas dawider einzuwenden gewesen wäre: Alle öffentliche Akten mußten in lateinischer Sprache ausgefertigt seyn. Also Schreiber, Richter und Amtleute mußten Latein verstehen.

Diesem politischen Kunstgriff ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß sich gewisse Geschlechter Jahrhunderte durch, in den ersten Aemtern ihrer Zehnden erhalten haben. So sonderbar auch diese politische Wendung zu der Erhebung eines Theils des Volks über den andern seyn mag, so war der Unterschied zwischen Herren und Bauern nichtsdestoweniger kräftig ausgedrückt, und die Ursache einer immerwährenden Anfeindung beider Parthien. Aber des Hasses ungeachtet, den der Bauer gegen den Herrn trug, und noch lange tragen wird, werde ich doch in der Folge Gelegenheit haben, anzumerken, welche mächtige Oberhand auch sehr geringe Kenntnisse in dringenden Umständen haben. Es ist dessen wohl eine starke Probe, wenn man sich seines Feindes bedienen muß, um gegen diesen Feind selbst handeln zu können; wie es in den letzten Empörungen geschah.

Unterdessen hat die anerkannte Gleichheit nicht verhindert, daß, im Gegensatz jener zur öffentlichen Ausgelassenheit ausgearteten Freyheit, man sehr oft ein nicht wenig niederträchtiges Bezeigen des Bauern gegen den Herrn hat wahrnehmen können, und zwar so, wie man es in aristokratischen Kantonen schwerlich ansichtig geworden wäre.

Wenn man eine Reihe von Handlungen eines Volks betrachtet, öftern schnurstracken Widerspruch darinn findet, und nun auf die Beweggründe zurückgeht, so wird man allemal eine große Unwissenheit im Hintergrunde finden, die allein das moralische oder unmoralische Räthsel auflösen kann.

In Wallis waren die Aemter sehr wenig einträglich, und bezahlten sich dennoch sehr theuer; daraus erfolgte nothwendiger Weise die Kunst, sie gelten zu machen. Diese Kunst, die sehr weit getrieben wurde, stach mit der Einfalt der Sitten sehr ab, und gab dem ganzen Staatswesen einen sehr mißfälligen Anstrich.

Die Nothwendigkeit des Kunstfleisses in einem armen Lande, ergibt sich hieraus satzsam.

Ich habe oben gesagt, daß der Bischoff ehemals der wirkliche Landesherr war. Denselben auf die reine Seelsorge zurückzubringen, war jederzeit eine Hauptangelegenheit des Raths von Wallis. Dieser mit steter Beharrung begleitete Voratz, ward mit solchem Erfolg gekrönt, daß dem Bischoff letztlich, auffer dem Münzrecht, wenig übriggeblieben war, als der Vorsitz und eine Stimme im Landrath.

Dieser Landrath bestand aus dem Bischoff, dem Landshauptmann, dem Landshauptmann-Statthalter, dem Landeschreiber und den Ausgeschossenen der Zehnden. Diese konnten senden so viele sie wollten; allein jeder Zehnden hatte nur eine Stimme. Es waren also in allem neun Stimmen: die des Bischoffs, die des Landshauptmanns und die der sieben Zehnden. Beyde erstere galten nur in Prozeßsachen.

Die Erwählung des Bischoffs geschah durch einen Vorschlag des Domkapitels von Sitten, von vier Personen aus seinem Mittel, von welchen vier der Landrath den Bischoff auswählte. Vorhin behauptete freylich das Domkapitel seine freye Wahl; allein der Landrath erklärte sich gegen jenes: daß, im Fall es für sich zu der Wahl eines Bischoffs schreiten würde, er, der Landrath, einen Präsekten ernennen würde. Diese freye Eröffnung erweckte dennzumal die seither befolgte Erwählungsart.

Die Staatseinkünfte waren sehr gering, und beruheten hauptsächlich auf 25 bis 30,000 Franken, die aus dem Unter-Wallis bezogen wurden, aus dem Salzverkauf, dem Zoll u. s. w. Alles war sehr unbeträchtlich, und keineswegs zulänglich, um das Land in Aufnahme zu bringen. Die französischen Pensionen machten ehemals einen Theil der Besoldungen aus, und die Versiegung dieser Hülfquellen wurde

Hier zu Land ungemein stark empfunden. Wäre der Rhodan gedämmt gewesen, hätte Kunstfleiß die Einwohner belebt, so hätte man diesen Verlust verlacht. Allein dazu hätte auch alles anders eingerichtet seyn müssen; weder die Grundsätze der Regierung, noch ihre Maaßregeln erlaubten jene Anstalten.

Meine Leser sind mir vielleicht schon zuvorgekommen, und haben die Frage aufgeworfen: Wie konnte es seyn, daß eine Regierung, wie die im Wallis, die ganz aus dem aristokratischen Theil des Volks bestand, dem allgemeinen, leidenschaftlichen Bestreben der Menschheit zuwider, seit Jahrhunderten keinen Versuch gemacht, die aristokratische Regierungsart einzuführen? Die Enthalttsamkeit des Magistrats scheint wirklich so auszeichnend, daß man berechtigt ist, dem Grund davon nachzuspüren; denn menschliche Tugend selbst will ihre zulängliche Ursache haben. Beym ersten Anblick schien alles die Aristokratie zu begünstigen. Die Hauptämter in den Zehnden, wie Zehndhauptmann und Pannerherr, dauerten lebenslänglich; sie waren eine lange Reihe von Jahren durch im Besitze von wenigen Geschlechtern gewesen; die Staatshäupter waren zwar nur auf zwey Jahre erwählt, wurden aber insgemein viele Jahre durch bestätigt. Alle diese Leute hatten einen starken Anhang, und die öftern groben Begegnungen, die sie von dem Landvolk erdulden mußten, scheinen ein Beweggrund mehr zu seyn, sich dieser unangenehmen Auftritte zu entledigen. Endlich schien die aristokratische Verfassung der reichen Stadt Sitten aufmunternd.

Wenn man aber auf der andern Seite die Umstände, unter denen diese Regierung wirkte, in Ansicht nimmt, so wird man bald gewahr, daß, aller jener scheinbaren Gründe zu einem sehr möglichen Uebergang zur Aristokratie ungeacht, die Ausführung selbst nicht nur sehr schwer, sondern ohne äussere mächtige Hülfe unmöglich war.

Die Stadt Sitten, deren Verwaltung ungemein häus-
 hälterisch eingerichtet war, hatte sich eben dadurch die Eifer-
 sucht der gesammten Zehnden zugezogen. Zudem ist Sitten
 die einzige Stadt des obern Wallis gewesen; sie hatte eine
 gar zu geringe Bevölkerung, und der Bodenlose Pöbel war
 dafür gar nicht zu zählen. Der Reichthum der Stadt Sit-
 ten half zu einer Regierungsänderung nichts; denn die aristo-
 kratischen Sittener waren als Walliser, eben so gute Demo-
 kraten als andere.

Die Herrn lebten in den Zehnden und auf den Dörfern
 verstreut, und jeder machte da seinen Einfluß geltend, so
 gut er konnte, ohne an eine Coalition zu denken.

Geld zu Bestechung hatte der Staat keines; und wenn
 auch einige Herren welches hatten, so waren sie zu klug, es
 so mißlich anzuwenden. Mit einem Worte: die Landschaft
 Wallis könnte ohne äussere überwiegende Macht, noch Jahr-
 hunderte auf dem nämlichen Fuße eine zwendeutige Existenz
 hingelebt haben. Ich nenne zwendeutig, was zweyer ent-
 gegengesetzter Auslegungen fähig ist; und da ich die Unter-
 suchung dieses Ausdrucks zweckmäßig glaube, so werde ich
 sie nicht mit Stillschweigen übergehen.

Es seye ein Land wie das Wallis gegeben, dessen bey-
 nahe unübersteigliche Gränzen ihm eine unabhängige Con-
 stitution zusichern, an die es gewöhnt und welcher es gänz-
 lich zugethan ist. Es übt seine Religion seit undenklichen
 Jahrhunderten unverändert aus; es bezahlt niemand nichts,
 als einzig die Zehnden an Geistliche; das Volk ist nach den
 amerikanischen Wilden, das freyeste der Erde, und findet bey-
 nahe alle seine Bedürfnisse innert seinen Gränzen.

Aber dieses Land ist eben durch diese Absonderung der
 Gränzen und durch seine Constitution gegen alle seine Nach-
 barn, um ein paar hundert Jahre zurückgeblieben. Ein zer-

störender Strom verheert sein bestes Land, und verwandelt es in ödes Strombett und Sümpfe. Diese erzeugen elende, oft kaum menschenähnliche Einwohner, und erregen häufige Krankheiten. Diesem Uebel vermögen weder der Staat noch die Einwohner Einhalt zu thun. Niemand will zu allgemeinen Anstalten etwas beitragen. Es ist kein Kunstfleiß, keine Erwerbung, keine Verbesserung in keinem Fache, keine Aufklärung, keine Ablegung der Vorurtheile, so schädlich sie auch seyn mögen. Schließlich ist eine äusserst elende Lebensart der Einwohner das Hauptmittel, fremde Bedürfnisse zu entbehren.

Bisdahin ist, wie man sieht, alles zweiseitig; aber gänzlich positiv ist der Verlust der Pensionen aus Frankreich, und nicht weniger der Abgang der Einkünfte aus dem Unter-Wallis, ohne welche die obere Republik nicht bestehen konnte; denn im Walliser-Bienenforb stellten die Unter-Walliser die Arbeiterinnen vor.

Im Ober-Wallis Auflagen zu Bestreitung der Staatsunkosten anzulegen, gienge gar nicht an; denn dort ist der Begriff von Auflagen ein Malzeichen der Dienstbarkeit. — Wie hätte also das gemeine Wesen bestehen können? Der Magistrat wäre genöthiget worden, den Zustand des Landes aufzudecken, und der aufgebrachte Landmann hätte, wie gebräuchlich, den Herren, das ist, den angeblichen Verräthern, alle Schuld aufgebürdet; und bis die Sache zur Erörterung gekommen, wären viele blutige Auftritte erfolgt. — Welche Aussicht!

Wir sehen zur Genüge aus dem Angebrachten, daß erstens, die zügellose Freyheit des Ober-Wallisers durch ihre selbst eigene Natur, weder Verbesserung noch Aufklärung ertragen konnte, indem jeder Schritt zur Kultur diese rohe Freyheit einschränken mußte. Zweitens: daß er, nach der

Verfügung der äußern Hülfsmittel, entweder eine Aenderung in seinem Verhalten vornehmen, oder sich selbst aufreiben mußte. Ein Land, welche auch seine Schutzgebirge seyn mögen, dem alle äußere zufällige Hülfsmittel abgehen, dessen Handwerker, Kaufleute u. s. w. alle Fremde sind, hat eine traurige Aussicht zu einer Selbsteristenz, die endlich in wildes, ungeselliges Leben ausarten muß.

Auch die Freyheit hat ihre Gränzen: Est modus in rebus sunt certae denique fines quos ultra citraque nequit placere libertas; denn da, wo die Freyheit in Anarchie übergeht, herrscht in der That ein unerträglicherer Despotismus, als in keinem monarchischen Staate — In diesem kann doch jeder seinen Kunstfleiß gelten machen und ist geschätzt; besitzt er etwas, so kann er eines angenehmen Lebens theilhaftig werden, und seine Tage in Ruhe hinleben. Unter zügelloser Freyheit hat gerade das Gegentheil Statt.

Es kann unterdessen immer seyn, daß es Leute giebt, die, durch den Namen der Freyheit hingerissen, das Wesentliche davon überhüpfen, und unbedingte Freyheit jedem andern Zustand, wenigstens in der Theorie, vorziehen.

De gustibus non est disputandum.

Allein es bleibt noch eine andere Frage übrig: Hat die Vorsicht das Menschengeschlecht, oder einen Theil desselben, bestimmt: einer unbedingten Freyheit allen Gebrauch der Vernunft aufzuopfern, und so die herrlichste Gabe der Gottheit beynabe thierartig zu entheiligen?

Man steht leicht ein, daß hier nicht von der Freyheit überhaupt die Rede sey, indem sattsam bekannt ist, daß diese in den civilisirtesten Ländern selbst am blühendsten seyn kann, wie Athen und England zeugen. Wir hatten es nur mit einer ganz besondern Art von Freyheit zu thun, die sich unter seltsamen Umständen, ohne viel Kopfbrechens, und beynabe

ohne Kampf, eine lange Reihe von Jahren durch, in ihrem ursprünglichen Wesen erhalten, und ihre zureichende Bestimmung weit überlebt hatte.

So sehr nun jeder unbefangene Leser die barbarische Mißhandlung des Wallis verabscheuen und die gottesvergessene Art mißbilligen wird, mit der man allzufreien Menschen schaamlos eine angebliche Befreyung ankündigen durfte, eben so geneigt dürfte er sich nach reifer Ueberlegung befinden, die Vereinigung von Wallis mit Helvetien, als eine besonders glückliche Wendung der Vorsicht zu Gunsten jenes Theils zu betrachten. Gewiß gewinnt Wallis mehr dabey als Helvetien. Daß aber gewisse Wege zur Ausöhnung nöthig sind, die sich nicht unter einem allgemeinen Maasstabe begreifen lassen, sollte ich kaum nöthig haben, hier anzumerken. *)

U n h a n g

z u m e r s t e n K a p i t e l.

Die Glieder des ehemaligen Landraths bezogen während ihren Sitzungen nicht mehr Bezahlung als Bz. 15 des Tags, ausgenommen was die Prozeßgebühren abwerfen mochten; die im Ober-Wallis selten, im Untern aber öfters statt haben. Die Versammlungen waren im May und Christmonath und dauerten jedesmal 14 Tage.

Der geistliche Stand war sehr geschätzt, mußte sich aber allen Vorurtheilen unterwerfen.

Es ist im Wallis ein sehr gangbares Sprüchwort: Walliser Rath kommt nach der That. Es enthält den Urgrund seines Unglücks.

*) Was ich hier vorgesehen, hat sich erwahret; es ist zu hoffen, daß künftighin allem Unwillen, dem vorgebaut werden kann, der Keim mangeln werde.

(Die Fortsetzung folgt.)